

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.
(Der Bote für das Saalthal.)

No. 17.

Halle a. d. S. 29. Mai.

1881.

Inhalt. Mädchen-Turnen. — Ein Tag auf Sylt. — Eine Reiseerzählung.

Mädchen-Turnen.

Was Turnen für die Entwicklung des Körpers, mithin auch der Seele zu bedeuten habe, wird von Niemand mehr bezweifelt. Es bedarf keines patriotisch-romantischen Enthusiasmus mehr, um die immer weiter greifende Verbreitung des Turnens als obligaten Unterrichtsgegenstand zu begrüßen. Jediglich von Gesundheitsrückichten aus betrachtet wäre dem engen Zusammenhang in großen Städten und dem langen Zusammenhören in niemals genügend ventilirten Schulräumen gegenüber das Turnen als Wohlthat zu schätzen, selbst wenn Vorleser nicht vor mehr als vierzig Jahren bereits darauf aufmerksam gemacht hätte; und nun vollends als tüchtige Vorbildung für den künftigen kräftig-selbstbewußten Mann und Vaterlandsverteidiger! Hier trifft noch manches derbe und begeisterte Wort des alten Turnvaters Zahn zu.

In Beziehung auf das männliche Geschlecht erlaubt man sich auch kaum noch irgend ein leises Bedenken, besonders seitdem das Turnen nach dieser Seite hin offiziell geworden ist. Aber das Turnen der Mädchen? Werden sie in Haltung und Betragen nicht etwas zu derb? Geht die Grazie nicht verloren? Werden die Weine nicht vielleicht zu kräftig, die Knöchel zu stark, der Span zu dick und die Hände zu breit? Gewiß hat das manche Schneiderin, mancher elegante Schuhmacher und manche in ihrer Beliebigkeit oft gewordene Kaiserfeldwacker mit sentimentalem Seufzen ausgeprochen.

Nun, denke man einmal nicht daran, wie naturgemäß durch Turnübungen sich der Brustkasten erweitert, den das Corset durch Bewegung langsam zu verdrängen berufen ist; denke man nicht an die aufrecht kräftige Haltung, welche dem turngeübten Körper wohl ein regelmäßiges Rückgrat, aber kein Stahlabarat zu schaffen vermag; denke man nicht an das frische Roth der Wangen, welches kein kosmetisches Mittel so schön malt als die geordnete Turnbewegung in freier Luft — denke man an alles dies Süßliche und Nothwendige einmal gar nicht, sondern an das, was allen Vorfahren, Alten wie Jungen, als Einzelsport von hundert kleinen Sorgen vorzuziehen, an den — Tanz! Wie viel Mühen würden unserm Wigler Docco erspart bleiben, der im Tanzunterricht die schöne Einigkeit und künstliche Bewegung des Körpers — als eine schöne Einigkeit darstellen will, wenn er immer Schülterinnen rechter Turncure vor sich hätte! Wie anders würde der Menestrel-Schritt mit seiner anmutigen Bestimmtheit und der süßen Galopp mit seiner gemessenen Weibheit dann ausfallen!

Wir lassen aber lieber alle Momente zusammen, welche hier in Betracht kommen könnten, und freuen uns darum einer lehrreichen, vortrefflich orientirenden Schrift, welche jedoch in Berlin im Verlag von Carl Habel (C. G. Ueberig'sche Verlagsbuchhandlung) erschienen ist: „Hilfsbuch für das Mädchen-Turnen. Die Ordnung- und Freiübungen von Frau und Gnot, Lehrerin an der 7. und 6. Gemeindefchule. Mit über hundert in den Text gedruckten Holzschritten.“ Dies Buch, schon an und für sich merkwürdig, als es die erste sachliche eingehendere literarische Arbeit ist, welche von Turnlehrerinnen herührt, wird durch ein empfehlendes Vorwort des hochverehrten Oberturnmeisters der Stadt Berlin, Herrn Dr. C. Angerstein, eingehend und ist schon damit als eine werthvolle Grundlage für den Unterricht anerkannt. Die beiden Damen haben das Material in einem sorgfältig beobachteten Unterricht von Kindern an Gemeindefchulen gesammelt und überall höchst gewissenhaft auf durchgehend wiederkehrende Mängel geachtet. In dem ersten Abschnitt von den Ordnungsübungen werden nach

Erörterung einiger allgemeiner Punkte, das Ziehen nach der Reihe, mit Bindung zu Bögen- und Kreislinien, dann die Weibungen und Schwünge behandelt; im zweiten die Freiübungen an Ort (Bewegungen des Kopfes, des Rumpfes, der Arme und ganz besonders der Beine) und im dritten die Gang- und Schrittarthen mit zahlreichen sehr anziehenden Variationen. Die Artstellung ist überall präcis, frei von aller Bedanterie, durchweg die große Aufgabe der gesammten Bildung des Körpers, der Freimachung seiner Glieder und der kräftigen Anmut in Bewegung wie Ruhe festgehalten. Bei der Fülle des Unterrichtsstoffes ist das Schema einer Vertheilung des Weiblichen auf 48 Sectionen im vierten Abschnitt um so dankenswerther. Die zahlreichen Holzschritte veranschaulichen jede Anweisung und so kann denn dieses nur 138 Seiten starke, aber außerordentlich inhaltreiche Buch allen Turnlehrerinnen, in vielen Partien neben Herrmann Goldammer's „gymnastischen Spielen“ auch Kindergärtnerinnen auf das Angenehmste empfohlen werden. Es ist ein höchst ensichtvolles, die Bedürfnisse der Mädchenschaft überall mit dem nöthigen Tact berücksichtigendes Lehrbuch. Ihm wird man es zu danken haben, wenn in Zukunft weniger von Herden und ähnlichen Dingen die Rede ist und man auch nicht mehr in pöblicher Beziehung (im Geistigen) und wie längst an etwas Anderes gewöhnt von einem „schwachen“ Geschlechte sprechen darf.

Ein Tag auf Sylt.

Eine Reiseerzählung.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Insel Sylt mit einer wenig gebogenen Westküste von Südsüdwest nach Nordnordost etwa fünf Meilen in die Länge sich ausdehnt, also dem Festlande von Schleswig ziemlich parallel läuft. Die Breite der Insel ist sehr verschieden, wechselt von $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ Meile bis zu $1\frac{1}{2}$ Meile auf der Mitte der Insel bei Westerland, Keitum und Morsum. Hiernach stellt das Bild der Insel sich als eine langgestreckte Axtschale dar, die auf der Basis des mittleren Vorlandes ruht, ganz anders wie etwa das holsteinische gestaltete Hügel, das allenthalben Land ins Meer scheidet und Meer ins Land zieht. Der gesammte Flächeninhalt der Insel beträgt nicht mehr als ungefähr $1\frac{1}{2}$ Quadratmeile.

Wir fuhren Nachmittags gegen 3 Uhr auf dem Dampfschiff, das den Namen unserer Insel trug, und wenn auch nicht, wie es beabsichtigt war, mit allem, doch mit einigem Comfort ausgestattet war, von Hulum ab, der kleinen Hafenstadt an der schleswighischen Küste, die als Geburtsort Theodor Storm's bekannt ist.

Niemand kann sie besser schildern als er selbst in einem seiner schönsten Lieder, das ich mitzutheilen mir gestatte:

Am grünen Strand, am grünen Meer
Und leibhaft liegt die Stadt;
Der Nebel bricht die Dächer schwer
Und durch die Stille braust das Meer
Entwöhnung um die Stadt.

Es raucht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel oben Unterholz,
Die Wanderquast mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Rauber für und für
Nur lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Ueber das Meer nun fuhren wir: selten nur verloren wir das feste Land aus den Augen, und wenn es den Blicken ent-

zu verhalten. Selbst mitten im Sommer, in der größten Hitze, vermummen sie ihr Angesicht mit den wärmsten wollenen Tüchern, aus denen nur Augen, Nase und Mund hervorragen — aus keinem anderen Grunde, als aus dem uniere jungen Festlandsdamen nicht ohne Sonnenschein ins Freie gehen, um ihre Haut vor den Strahlen der Sonne und den Einwirkungen der Luft zu schützen. Und diese Bemühungen sind von einem so glänzenden Resultat gekrönt, daß die Sultringerinnen durchweg sich des feinsten, zartesten Teints erfreuen. Daß sie im übrigen in Tracht und Sitte an der althergebrachten Gewohnheiten festhalten, versteht sich von selbst. Ueberhaupt findet man auf der Insel in fast allen Verhältnissen noch gute alte, patriarchalische Zustände. Bei der abgesehenen Lage ihrer, die Dabiger ohnehin nicht eben todesnen Insel war es den Sultringerinnen von jeder nicht schwer gemacht, eine gewisse Selbständigkeit der Beschaffung, die von Selbstregirung nicht sehr verschieden war, sich zu bewahren. Den wittererproben, urkräftigen Seebäuden, die besonders in Keitum ihren Wohnsitz haben, gegenüber haben die dänischen Landbögge oft einen schweren Stand gehabt. Freilich erzählt man sich auch von heftigen Feinden, die jene an das Befehlen gewöhnten Capitaine unter einander nicht selten haben sollen, und die ein wenig categorische Bedenken der Morlumer „wenn die Keitumer ruhig wären, so würde kein Krieg mehr kommen“, soll bis diesen Tag nicht völlig der Wahrheit entgehen. Seit der Einrichtung des Seebäuden kommen auch nach Sylt fremde Einkünfte, moderne Sitten und Gebräuche, und die Einwirkungen des mächtigen Staates, dem die Sultringer sich gern und willig hingeben haben, beginnen von Tag zu Tag sich fühlbarer zu machen.

Und nun noch einen Abschiedsblick auf die Insel Sylt! Verzeihen wir uns im Geiste auf die Gallerie des Leuchtthurms, dessen Spitze uns dort im Abendhimmel winkt. Da liegt sie vor uns, die langgestreckte Sandbank, in dem großen Meer doch nur ein schmaler Streifen, grau und öde und spärlich bewohnt, ein Nordseebild, so sprechend, wie nur eines sein kann. Drüben, auf der anderen Seite der jütischen Halbinsel, flutet ein anderes Meer in helleren, klareren Farben; stolz erheben sich aus seinen Tiefen prächtige Inseln, von lichtgrünen Buchenwäldern umrandet, von großreichen Krüften bedeckt; — wo hier nur einzelne Gehäute auf dünnen Sande stehen, dreiten dort blühende Dörfer mit ragenden Thürmen sich aus; — wo hier ein laßes, nachtes Eimerlein den schweißenden Blick ermüdet, da fließt dort liebliche Abwechslung und üppige Fülle das taunende Auge.

Na, ein seltsames Land ist es, das zu unseren Füßen liegt, öde und unwohnlich erscheinend dem Fremden, der es zum ersten Male betritt, und doch ungemein reich und anziehend in seiner meerumrauschten, dünnemärgelten Einmaligkeit, eine unverloren Erinnerung für den Reisenden, deren Bilder sich ihm tief in die Seele prägen, tief und bleibend und anfassend, wie er damals meinte, aber doch nicht falsch und deutlich genug, wie er heute fühlt, um ein einigermaßen treues und anschauliches Bild der Insel zeichnen zu können.

Der Haushamm.

Bekanntlich richtet der Haushamm entsehrliche Verwüstungen in den Gebäuden an, und wo er einmal das Holzwerk ergreifen hat, verbreitet er sich mit sehr großer Schnelligkeit, besonders wenn das Gebäude feucht steht. Nicht aber allein alles Holzwerk zerstört er auf das sicherste, sondern auch über feineren Mauerwerk breitet er seine Verwüstungen aus. Es sind Beispiele vorhanden, daß der Schwamm in neuerbauten Häusern in wenigen Jahren vom Erdgeschoß, wo er entstanden war, bis in das Dachwerk gedungen ist und daß er 12 Zoll dicke Schwellen in wenigen Monaten ganz zerstört hat. Man nimmt an, daß besonders solches Nadelholz, welches im Saft gefüllt worden, der Zerstörung durch den Haushamm am weissen ausgesetzt ist. Zuerst entsehrlich gewiß nur unter der doppelten Bedingung der Feuchtigheit und der einschließenden Luft. Am trockensten, luftigsten und hellen Orten hat man ihn noch nicht entstehen, wohl aber fortwährend sehen. Daher zeigt er sich gewöhnlich zuerst an Grundschwällen, unter den Fußböden, im Holzwerk der Keller, oder in den oberen Geschossen in feuchten Kellern, in Dachwinkeln, welche durchregen sind u. s. w. Gebäude, die auf feuchtem Grunde stehen, deren Fußböden mit humusreicher Erde ausgefüllt, oder die über alten Dingsstätten oder auf Nadelholz-

moder erbaut sind, werden am häufigsten von demselben ergriffen. Auch Brandstüht soll leicht Veranlassung zu demselben geben. Um bei Neubauten sich vor dem Haushamm zu sichern, müssen vor Allem die Mauern und Fußböden des Erdgeschosses so trocken als möglich gelegt werden. Man erdöse deshalb den Fußboden des Parterres um einige Fuß über das Niveau des Erdbodens und suche das Holzwerk des Parterres, als des Geschosses, welches zuerst von der Grundfeuchtigkeit angegriffen wird, durch feste Anstriche, besonders Theer, vor der Einwirkung der Feuchtigheit zu schützen. Das Ausfüllen des Fußbodens darf aber keinesfalls mit Erde geschehen. Wenn der Baugrund feucht oder sonst der Schwammerszeugung günstig ist, so muß er mehrere Fuß tief ausgegraben und mit trockenem Kies ausgefüllt werden; doch darf dieses Auffüllen nicht eher vorgenommen werden, als bis das Gebäude unter Dach gebracht ist. Will man jedoch vor Schwammersetzungen in den Gebäuden sich ganz sicher sein, so scheue man die geringen Kosten nicht und schütze auf den trockenen Kies eine ca. 5 Zoll hohe Schicht des „Antioleus“ auf, es sollen mit diesem „Antioleus“ ganz außerordentliche Erfolge erzielt worden sein, der Haushamm wird total vertrieben und tritt nie wieder auf. Den Södel des Hauses baue man aus wittertesten Steinen und suche demselben vor dem Straußwasser. In dem Holzwerk des Parterres wähle man wünschliches Eichenholz, und wo dies nicht möglich ist, wenigstens geändes, abgewaschenes, nicht in der Saftzeit gezeichnetes Nadelholz, wobei man den Spind so viel als möglich zu benutzen vermöge. Ueberhaupt aber suche man allen, namentlich den mit Holzwerk in Verbindung stehenden Theilen des Gebäudes den Zutritt der freien Luft und der Sonnenstrahlen zu verschaffen. — Vor Allem ist es nöthig, die von dem Nebel ergriffenen Theile schleunigst, und zwar von Grund aus, neu anzulegen, indem der kleinste Rest des kranken Holzes der Fortpflanzung des Schwammes Vorschub leistet. Das beschädigte Holzwerk muss also wenigstens bis zu dem gefundenen Theile abgeholt, oder, wenn dies nicht möglich ist, ganz durch neues ersetzt werden. Ferner lüfte man die Theile des Hauses, in welchen sich der Schwamm gezeigt hat, so viel als möglich, und suche die feuchten Stellen auszutrocknen. Das Holzwerk selbst zu schützen und den Haushamm zu zerstören, empfiehlt man, wie bereits oben erwähnt, den „Antioleus“, welcher den befallenen Objecten unterzubringen ist. H—e.

Männichsalziges.

Wirnen auf einem Apfelbaum

ist keine „Vogelgeißel“, keine „Ente“ oder „Sechslange.“ Um sich davon zu überzeugen, hat sich Herr Carver persönlich nach Deville, ungefähr 5 Meilen westlich von Hionen begeben und hat dabei auf einem Apfelbaum den Apfelbaum gesehen, welcher etwa 40 Jahre alt sein mag. Die so oft verlässlichen Früchte in Form von Wirnen sind hier und da auf verschiedenen Stellen des Baumes zerstreut und verhalten sich der Zahl nach zu den normal gebildeten Äpfeln etwa wie 1 zu 3—5, d. h. eine Birne zu 3—5 Äpfeln. Die Ursache ist über alle Zweifel erhaben; aber um sie noch mehr zu bestätigen, sind verschiedene Zeichnungen genommen, die nächstens mit den nöthigen Besreibungen in der Revue horiocolle erscheinen werden.

Gegen Zahnlosigkeit

empfiehlt ein englischer Arzt folgendes einfache Mittel als erprobt: Befestige die Hälfte eines Handtuches mit Wasser, lege sie so in den Nacken, daß sie zwischen die Kämme des Hinterkopfes bebedt, und schlage darauf, um schnelle Verdrückung zu verhindern, die trockene Seite des Luges darüber. Die Wirkung ist prompt und angenehm, indem sie das Gehirn erfrischt und einen gelinderen Schlaf herbeiführt, als dies durch irgend ein narcotisches Mittel bewirkt werden kann. Man kann warmes Wasser anwenden, aber die Weichen werden kaltes vor. Für Diejenigen, welche an zu großer Aufregung des Geistes leiden, sei es nun infolge von geistigen Arbeiten, oder von Sorgen und Kummer, hat sich dieses Mittel als eine wahre Wohlthat erwiesen. — Da, wo Schlaflosigkeit eine Folge von Unterleibsbeschwerden ist (Blutwille u. c.), hat sich der sogenannte Cüchel, der darin besteht, daß ein in kaltes Wasser getauchtes und wieder ausgewundenes Tuch, um den Leib geschlagen und darüber ein trockenes befestigt wird, vielfach bewährt.

Für die Redaction verantwortlich: Otto Fendel in Halle a. d. S.

Druck und Verlag von Otto Fendel in Halle a. d. S.

schwand, da begrenzte die Aussicht das nebelhaft verschwimmende Bild einer in der Ferne auftauchenden Insel. Hier wurden mir die unklaren Begriffe, die ich mir von den sogenannten Halligen gemacht, und die, ich getreue es gern, immer mit etwas märchenhaften Zutaten versehen gewesen waren, zur Wirklichkeit. Aber welche Wirklichkeit! Wirklich und doch märchenhaft, fast unbegreiflich, und doch beinahe mit Händen zu greifen — so nahe fuhren wir an einigen Vorbe. Mitten aus der endlosen Fluth tauchten sie auf, kleine Eilande, oft nur zwei bis drei Fuß über den Meerespiegel hervorragend, lange nackte Linien, mit düstrem Nebelrand umhüllt. Und doch nicht ohne Leben, nicht ohne menschliche Bewohner. Einmal ragt das Haus des Halligbauers aus seiner Vertiefung hervor aus der Fluth, wie ein schwimmendes Boot, du siehst das Strohdach, siehst die Fenster, siehst den weißen Bogen darüber, du erkennst auch wohl ein paar weidende Schafe. — und sieh, hart am Rande des Eilands steht ein Knabe; träumerisch, theilnahmslos gafft er herüber nach unserm Schiff, weniger verwundert über die schwimmenden Menschen, als du über jene schwimmende Insel.

Wahrhaftig, man muß sich fragen, woher dem Menschen der Ruch kam, auf dieser Spinnwand Land ein Dasein zu gründen; wie er vermochte, Hunderte hindurch sein Geschlecht fortzuerhalten auf einem Boden, wo ihm alles fehlt, was sonst die Erde gewährt; wie es möglich sei, eine Heimat zu lieben und an ihr zu hängen mit allen Fasern des Herzens, die den Menschen überall nur mit Gefahr und Noth umgiebt! Denn hier lobt kein Acker die Mühe des Säemans, hier spendet kein Baum die wärmende Flamme, hier ist, mitten im Wasser, kein Brunnen, kein Quell. Sand und Haide, höchstens auf thöniger Erde ein spärlicher Graswuchs: das ist die Hallig. Und doch auch hier, mitten in dieser fürchterlichen Einside, findest du die Spuren geistiger und tiefer Bildung: die Halligen haben ihre Kirche, ihre Schulen, ihre Bewohner sind nicht ganz verlassen von den Segnungen der bildenden Mächte, die Länder und Meere beherrschen. Niemand hat die Halligen mit größerer Wahrheit geschildert als der treffliche Hieronim, der vor einigen Jahrzehnten selbst Warrer auf einer derselben gewesen ist.

Doch worüber streicht unser Schiff, es beschleunigt seine Fahrt, das Meer ist freier und bewegter geworden, der Capitän läßt unermüdet von der Brüstung herab, das schmale Fahrwasser nicht zu verlieren, der Vossle geht peilend mit der Weststange an Nord und ab; noch eine Viertelstunde, und in der Dämmerung des Abends erreichen wir unser Ziel — die Küste von Solt liegt vor uns. Eifrig und dienstfertig drängt sich ein hohes Dänen-Schiff mit kleinen Kämen an unser Schiff, wir besetzen einen derselben und stehen in zwei Minuten am Strande der Insel. Da ist keine Wohnung, die uns gastlichen Empfang anbietet, keine Ortschaft, in der wir Quartier finden könnten, nur ein paar Wagen halten in der Nähe und sind bereit, uns unter Dach und Fach zu bringen. Wir fuhren eine lange Strecke, immer der Küste entlang, über spärliche Haide — da ist kein gebahnter Weg, nur halb sichtbare Wagenspuren leiten den lustigen Führer; da ist kein Baum, auf das das müde Auge ausruhen könnte von dem lauten, nackten Einzel; aus der Abenddämmerung, die hier nicht viel mehr zu verbüllen hat als das gestaltlose Nichts, ragen nur hier und da die Umrisse eines einzelnen Gehölzes hervor. Aber zur Rechten, sieh, weh ein Schauspiel! Schon breitet die Nacht ihren Schleier über die müde, matte Meeresfluth, in der Ferne verschwimmend Himmel und Wasser in düstigen Wolken. — aber vor uns, wo die Küste ein wenig landeinwärts springt, weh ein Glitzern und Blitzen, Funken und Schillern, weh ein Zittern und Leuchten, — lang hin über die Wasser schieben die peitschenden Strahlen, langsam verärrternd, plötzlich verschönd sinken sie mit den leise schauernden Wasser zu Grund: — die Sonne will zur Ruhe gehen, mit freundlicher Hand streicht sie noch einmal über die träumerischen Wellen, lebend legen sie stille sich nieder zum Schlummer.

Unser Wagen hält an, wir sind in Reim, dem Hauptort der Insel, und stehen vor einem einischen Gasthaus, dessen Wirthin, unter dem Namen der Mutter Gottes bekannt, uns als ein Mutter ihres Standes empfohlen war. Wie treffen schon Gäste hier an, die vor uns angekommen sind, sie sitzen um den runden Tisch des Gastzimlers, ein Bild, zum Vergleich ähnlich dem einer continentalen Bierstube, zu dessen Vollständigkeit selbst die Berliner Volkszeitung und die neueste

Nummer des Kladderadatsch nicht fehlen. Bald suchen wir die Ruhe auf einem kleinen, schmüdlosen Zimmer, tiefe Stille herrscht ringsum, das Meer ist ruhig, nichts von rauschenden Wogen, nichts von heulenden Winden, — vielleicht doch unser Traum sich poetischer gestaltet, als die Wirklichkeit, und wir als irrende Seefahrer an einsame, unwirtliche Gefilde uns träumen; — bis jetzt scheint es allerdings noch ein wenig unwirlich auf der Insel Solt.

Früh schon weckte uns ein wunderschöner Morgen, den wir natürlich dazu benutzten, eine Wanderung durch die Insel zu machen, um dieselbe näher kennen zu lernen. Selbstverständlich wandten wir uns von Keitum aus, das ziemlich in der Mitte der Insel auf der Ostseite liegt, der viel interessanteren Westküste auf der Westseite zu. Unser nächstes Ziel war Westerland, ein größerer Ort, in dem man seit etwa 20 Jahren die Einrichtungen zu einem Seebade hergestellt hat, das wegen seiner Stärke sehr geschätzt und besucht ist. Auf wenig gebotenen Wegen, die wir zum Theil uns selbst erst jucken mußten, schritten wir über den granigen Grund, der etwa 10 Fuß über die Ebene liegt, auf der nicht viel Gammel gemacht ist, den man aber, um ihn nicht umkommen zu lassen, doch abgerenkt hat. Von Anbau des Landes bemerkt man nur sehr spärliche Anlagen, ein wenig Gaser, Gerste und Kartoffeln. Vorgebens späht unser Auge nach dem blauen Rande einer Waldung — hier gedeiht kein Baum, nur im Schutze der Gebäude sitzen einige kripplhafte Linden- und Kastanienbäume ihr kränkliches Dasein. Diese haben nur auf der einen Seite belaubte Zweige, nach der Westseite zu sind sie fast kahl, die vereinzelt Blätter sehen total schwarz aus, wie verbrannt — die sprechenden Beweise der furchtbaren Wirkung des vom Meere her wehenden Westwindes. Die Gärten der Bewohner sind dürftig, von starken Steinwällen eingefast; mit Wohlgefallen ruht unser Auge auf einigen blühenden Sonnenblumen und Asten. Von zusammenhängenden Ortschaften gewahrt man auf der ganzen Insel nur wenig; die Gehöfte liegen einzeln, im Styl der westfälischen Bauernhäuser oder holsteiner Rathen gebaut: in der Mitte die meist als Küche dienende Tenne mit dem einzigen Eingang für Mensch und Vieh, zu beiden Seiten und hinten heraus die übrigen Räume, alles in wohlbedachter Sauberkeit und nicht ohne Geschmack eingerichtet, der nur die grell bunten Farben ein wenig zu stark bevorzugt, besonders das Blau, das in allen möglichen und unmöglichen Tönen Wandentwürfe, Fensterläden und nachgehakte Schiffsmafen verzierten muß. Westerland hat einige große Hotels für die Besucher des Seebades, deren pompöse Namen nicht wenig mit der sie umgebenden Debe und Einsamigkeit contrastiren: da ist eine Dänenhalle, ein Strandhotel, und ich weiß nicht mehr wie sie alle heißen. Die Fremden wohnen in kleinen, netten Häuschen, die man zum Theil in neuerer Zeit eigens zu diesem Zweck erbaut hat.

Doch hoch, in der Ferne rollen und rauschen die Wogen. — nur über diese laute Fläche noch hin, dann den langsam ansteigenden Gipfel jener Düne erklimmen und — vor uns liegt das Meer. Ja das Meer! Wer das Meer nicht getehen hat, hat nichts gesehen. Laß es Dir schildern vom herbesten Munde, laß es Dir beschreiben von der geistreichsten Feder: sie können es Dir nicht beschreiben. Das Meer ist groß: wenn Du das Meer nicht gesehen hast, weißt Du nicht, was groß ist. Zu Deinen Füßen liegt es, weit und unabsehbar, so weit Dein Auge reicht, zur Rechten und zur Linken und vor Dir, eine einzige Ebene, eine einzige Fläche, ohne Grenzen, ohne Ende. Du suchst seine Umrisse zu erfassen, aber Du findest keine. In der Ferne verschimmt das Ganze in unbestimmte Dämmerung; scheint es nicht, als höbe es sich auf zu Wellenhöhe, in unendlicher Weite sich vereinigt mit dem Himmelsgewölbe? O nein, das Gewölbe des Himmels scheint herabstehend sich zu runden in Eins mit dem endlosen Meere.

Wie ein Spiegel liegt es vor Dir, still und unendlich ruhig, aber es spiegelt nichts als sich selbst; von seiner Tiefe sieht Du nichts und nichts von seiner Weite als die eine, große, weite Fluth. Und so furchtbar oft, so furchtbar leblos liegt es da, so starr und so todt wie der Tod selbst. Doch nein, sieh dort, da schwillt ein Kamm empor mitten in der Fluth, unabsehbar weit zur Rechten und Linken, langsam, feierlich rollt es heran, treibend und drängend, kleinere Wogen aufschwülmend im Augenblick, — sieh, wie es da kommt, mannshoch schnellend, hochauf-

rauschend, rollend, gurgelnd, grollend, — da, flüchtig bricht sich der Wogenhaushall am niederen Strande, da wieder eine, bäumend, drohend, und noch eine, und ein ganzes Heer von rennenden, zischenden Wogen des Meeres, unaufhaltsam, unwiderstehlich, sieh selbst zerfahmetend im fruchtlosen Anprall! Das ist der alte Erderschütterer, der die Länder umschlingt mit gewaltigem Arm; das sind die alten Wogen, die an das Land schlagen mit ewig trotziger Gewalt!

Wir steigen die bezaute Holzstiege hinauf zum Strande. Es ist nichts als Sand, aber von den Wellen, die ihn vorwärts schieben, geläutet wie das schönste Parquet; von dem Wasser, das ihn tränkt, fest zusammengehalten; man scheint sich fast, den Fuß darauf zu setzen, dessen Tritt ihn zertrübt. Wir blicken uns nach den glatt geschliffenen Steinen, nach den selbst geforneten Mühlsteinen, die das Meer spielend ans Land wirft; gleichgiltig werfen wir sie weg, wenn der nächste Schritt uns tausend andere, ähnlich geformte zeigt. Hierig führt der Hobbist auf einen verfallenen Seestich, der verschmachtet am Strande appelt, es gilt Eile, bald ist die Zeit der Ebbe um, dann kommen die Wasser wieder, rieselnd, leidend, fließend, schlängelnd, hier zerfließend den schmalen Streifen Landes, auf dem eben noch sorglos unser Fuß wanderte.

Ein Blick hinter uns zeigt uns die Höhe der Düne, auf der wir vorhin standen; und unerklärlich steigt sie 80-90 Fuß in die Höhe. Die Dünen gehören zu den interessantesten der Inseln der Nordsee überhaupt, und die von Solt sind von allen die großartigsten und schönsten. Die schönsten! Fast kinn es wie Kronia auf diese kalte, wild durch einander gemorrenen Sandhaufen, die sie auf den ersten Blick zu sein scheinen; allein bald finden wir, daß die Geleise der Regelmäßigkeit hier so wenig fehlen wie die Formen der Schönheit. Man hat die Dünen die Berge der Insel genannt, und es giebt keine treffendere Bezeichnung für dieselben. Da sind hochgehürmte Wände mit zackigen Ranten, spitz aufsteigende Kegel, zusammenhängende Hügelketten, ganz wie in den Gebirgen des Landes. Da sind Doppelreihen von Dünen, zwischen denen tiefe Schluchten fließen, da schieben Längen- und Querreihen sich durcheinander in malerischen Formen. Von 20-30 Fuß heben sie sich zu 100 Fuß und darüber. Jeden Augenblick verändern sie ihre Gestalt, je nach den Strömungen der Winde und den Lagen der Sandhöfen. — Das Meer, das sie sich, sich selbst gleichsam die Grenzen seiner Ruch legend, spielt mit ihnen, wie der Slave mit seinen Ketten. Von unschätzbarem Werth sind die Dünen als Schutzwälle des Landes, dessen goldener Saum man sie nicht mit Unrecht genannt hat. Ich kletterte allein umher in den Thälern und auf den Höhen dieser vielgestaltigen, wunderbaren Gebilde einer fremden Natur; — nirgends ein Laut, nirgends eine Bewegung, hoch oben nur kreiste in zierlichen Wendungen die schmalflügelige Möwe, nach Weite auf das Meer fliegend — mich überkam ein Gefühl unendlicher Debe, trostloser Verlassenheit: — wer allein sein will und die Schauer der Einsamkeit nicht fürchtet, der muß in diesen Sandwüsten umherirren, in denen alles Leben erloschen ist, er empfindet jenes Grauen vor sich selbst, das dem Einsamen so süß ist und doch so weh. — Und doch ganz und gar fehlt auch hier die Vegetation nicht; spärlich wächst im Sande der Dänenhafer, von anderen auch Strandroggen genannt, ein hüfziger, blühtlich gefärbter Galm, dessen dürrer Stengel im Winde aneinander schlagen, das es kinn wie dünnes Glas. Diese Pflanzen hat die unsägbare Eigenschaft, daß sie sehr lange Wurzeln in den Sand hineinsetzen, die, was diesen bedeckt und überflutet, immer wieder daraus hervorwachsen und so die Sandberge im Innern befestigen und zusammenhalten. Ein ausmüßamer Beobachter der Dänenwelt, der bekannte Reisende Kahl, spricht von den regelmäßigen Reissfiguren, welche die Dünenbäume, wenn sie allein stehen, beständig im Sande ziehen sollen. Ein wenig ungläubig suchte ich danach und — fand seine Wahrnehmung bestätigt. Da die Galm eine halbe bis eine Elle lang sind und in schwanken Wogen mit den Spitzen auf den Sand herababhängen, so brechen sie sich im Winde immer ganz oder halb um ihren Mittelpunkt, wo sie an den Boden gewachsen sind, herum. Die Galmhöhe wird dabei stets in gleicher Entfernung von diesem Mittelpunkt auf dem Sande herumgeschleift und bildet eine etwas ausgetriebene Linie, die völlig kreisrund ist und allerseits aufsteht.

Uebrigens sagten mir Sachverständige, es ist ein großes Un-

glück für die lang gestreckte Insel Solt, daß ihre Dünen gerade in der Mitte ihrer Ausdehnung, wo der meiste Anbau und das fruchtbarste Land ist und die zahlreichsten Dörfer liegen, am schwächsten und am meisten bedroht sind. Hier in der Mitte giebt es Stellen, wo das Meer seit 50 Jahren über 1000 Fuß vorgegriffen ist und die Dünen ebensowie zurückerworfen hat.

Es gab hier Berge, die einst über 1000 Fuß weit vom Meere abstanden und jetzt längst im Wasser vergangen und zertrümmert sind. Sogar eine ganze Stadt, Namens Bendingsbeld, die einen Hafen und blühenden Handel hatte, ist hier untergegangen. Man soll wissen, wenn ein sehr lange anhaltender Stwind die Gewässer von den Küsten der Insel entleert, noch einige Trimmer ihrer Mauern auf jetzt weit vom Ufer entfernten Sandbänken liegen sehen. Und wer will der kindlich süßen Phantasie der Fisher wehren, die dort ihre Netze auswerfen, wenn sie behaupten, beim hellen Wasser die ganze Stadt, die, ein zweites Venedig, auf dem Grunde des Meeres ruht, mit Häusern und Straßen gegeben, vielleicht auch den gedämpften Klang der Kirchenglocken gehört zu haben?

So schiederten wir am Strande entlang, immer neue Schaulustig entdecker und genießer, bis wir in einiger Entfernung, auf dem sogenannten roten Kinn, das im Jahre 1865 von den Dünen erbauten Aussichtsturm aufstiegen. Er ist von einer Menge von kleinen Säulen umgeben, die alle hebräische Gräber, an denen Solt ungenie reich ist, enthalten sollen und bietet von seiner Höhe, die etwa 200 Fuß beträgt, eine überraschende Rundschau über den nördlichen Theil der Insel. Von dem sehr kunstreichen Mechanismus der fast acht Meilen weit sichtbaren Beleuchtung, dessen Einrichtung 28000 dänische Taler gekostet haben soll, zu berichten, muß ich mir verhegen; auch zu einer Schilderung des sogenannten Morkumkiffis, des nördlichen Absturzes der östlichen Halbinsel Solt mit seinen interessantesten von Professor Forchhammer er beschriebenen Steinfoamationen läßt der enge Rahmen meiner Skizze kein Raum.

Die Springen — so nennen sich die Bewohner der Insel — gehören fast ohne Ausnahme dem Stamme der Freien an und sind kräftige, biedere, meist ernste Naturen, mit denen der Fremde recht auf sich verständigen kann. Die Springen sind, bei der dürftigen Bodenbeschaffenheit ihrer Insel, fast ausschließlich auf die Schiffahrt angewiesen. Meist gehen sie als Matrosen auf größere deutsche, dänische oder holländische Schiffe, und man rühmt sie wegen ihrer Arbeitsfähigkeit und Treue. Von ergreifender Wirkung sollen, man versteht es wohl, die Abschiedsreden sein, wenn im Frühjahre die jungen Männer die Heimat verlassen, um auf die See zu gehen, und die sie vielleicht Jahre lang nicht zurückleben. Welch' tiefer bitterer Schmerz für eine Mutter, die ihren Sohn, für ein Weib, die ihren Mann hinausziehen sieht in die unbekannte Ferne, voll Gefahren und Entbehrungen, auf das trügerische Meer, das ihnen täglich den Tod droht! Finden doch so viele ihren Untergang in den Wellen, — wie viele mühen schlafen auf kinnem Meeresgrund; viele auch, die den heimathlichen Boden nicht wieder betreten sollen, wirft eine mitleidige Welle an einen fremden Strand. Und hier tettet man sie gern im Schooß der alten Mutter Erde. Im Sinne der schönsten Menschlichkeit haben die Springen in der Nähe von Keitum einen Friedhof für getrandete Leichen angelegt. Den Heimathlosen eine Heimat, steht als Schrift über der schmüdlosen Eingangstür, eine einfache Mauer von Hauberkstein umschließt die Gräber, niemand vermag zu sagen, wer die Schläfer seien, die unter ihnen ruhen; kein Stein bezeichnet Jahr oder Tag des Bestatteten; aber die da schlafen, fanden doch eine sichere Stätte im Tode, die ein hartes Geschick den Lebenden versagte, — eine Heimat die Heimathlosen. —

Doch nicht alle erlitt der kalte Seemannstod; viele sind glücklich und leben heim; haben sie dann, wie man zu sagen pflegt, ihre Schiffe ins Trockne gebracht, so verleben sie den Abend ihres Lebens in gemächlicher Ruhe auf ihrer Heimathinsel, in ihren netten, geputzten Häusern, denen sie gern etwas von dem Ausleben eines Schiffes geben und die sie mit heimgebrachten Erinnerungen ihrer thurmbelegten Jugend zu zieren nicht unterlassen. Man sieht, insolge der eben erwähnten Umstände, nur sehr wenige Männer auf der Insel, desto mehr Frauen und Mädchen; leider sieht man nur auch von diesen nicht viel. Die Springeninnen haben nämlich, wie die meisten der Nordseeinsulanerinnen, die Gewohnheit, sich, sobald sie das Haus verlassen, das Gesicht mit Tüchern

